Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhdlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale in Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt, nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 119. **Freitag** den 7. März 1902. **96. Jahrgang.**

Culturkämpferisches aus Bayern.

E. **München**, 5. März.

Von der bayerischen Politik erfährt man jenseits der blauweißen Pfähle im Allgemeinen so wenig, daß man fast glauben könnte, es gäbe überhaupt keine. Thatsächlich pflegt auch das Leben in den bayerischen Ministerien und Landrechtsstuben mit ungewöhnlicher Gelassenheit, um nicht zu sagen Einförmigkeit, dahinzufließen. Was man so Politik großen Stiles mit principiellen Meinungskämpfen nennt, wird höchstens alle Jubeljahre einmal versucht; die ganze übrige Zeit verliert man sich an kleine und kleinste Sorgen, wie etwa in einem dörflichen Gemeinderathe.

Aber gegenwärtig geht's hoch her! Es ereignet sich der Fall, daß bayerische Bürger Leitartikel über Angelegenheiten des eigenen Landes veröffentlichen. Es ereignet sich der noch weit seltenere Fall, daß bayerische Bürger die Verhandlungsberichte ihres eigenen Landtages lesen. Ja, es ereignet sich die Katastrophe, daß in den geheiligten Hallen der Bierburgen große Volksversammlungen stattfinden, um die politischen Ansichten der Menge zum Ausdruck zu bringen und Petitionen an die Herren Landboten zu beschließen!

Was ist geschehen, was bereitet sich vor? Stürzt Rhodus unter Feuerflammen? Es rottet sich im Sturm zusammen. Und einen Ritter hoch zu Roß gewahrt man aus dem Menschentroß. Und hinter ihm, welch' Abenteuer! Bringt man geschleppt ein — Schulbedarfsgesetz ... Dieses Schulbedarfsgesetz ist ein veritabler Drache, und zwar ein so mächtiger, daß ich zweifle, ob der bewußte Ritter ihn bewältigt hätte. Wir wollen das giftige Thier mit aller gebotenen Vorsicht ein wenig betrachten.

Den Religionsunterricht an den Volksschulen hat die zuständige Pfarrgeistlichkeit zu ertheilen. In Wirklichkeit aber wird dieser Unterricht der Hauptsache nach von den Volksschullehrern besorgt, die hierzu von kirchlicher Seite den Lehrauftrag erhalten. Obwohl nun eigentlich die Geistlichkeit für die Kosten dieser Einrichtung aufzukommen hätte, stellen die größeren Städte in der liberalsten Weise auf Gemeindekosten eigene Katecheten auf, ein Gefälligkeit, die allein den Münchenern mehr als 60 000 ℳ jährlich kostet. Vermuthlich aus Anerkennung für diese freiwillige Leistung sollen nun künftighin alle Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern gezwungen (!) werden können, zur Ertheilung des Religionsunterrichtes eigene Katecheten aus dem geistlichen Stande zu beschäftigen und zu besolden. Das heißt mit anderen Worten: Es wird ganz in das Belieben der regierenden Geistlichkeit eines Ortes gestellt, den Bürgern eine Mehrbelastung ihres Budgets zu decretiren oder nicht. Oder noch deutlicher ausgedrückt: Jene fanatischen Bestrebungen des Ultramontanismus, Lehrern, die sich in politischer oder religiöser Beziehung einen freieren Standpunct anmaßen, das Leben und Lehren sauer zu machen, sollen eine neue Handhabe insofern erhalten, als fortan jeder Gemeinde, die sich einen solchen Lehrer hält, die Besoldung eines kostspieligen Katecheten als „heilsame Buße" auferlegt werden kann. Es ist gar nicht abzusehen, was ein eifriger Gottesmann mit Hilfe des neuen Gesetzes Alles zuwege bringen könnte.

Neben der confessionellen Seite hat das Schulbedarfsgesetz auch noch eine finanzielle. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die einschlägigen Bestimmungen einzeln aufzuführen, es handelt sich aber im Wesentlichen darum, daß die Stadtlehrer gegenüber den Landlehrern bei der Gehaltsbemessung benachtheiligt und die Kosten der Lehrerbesoldung zu einem beträchtlichen Theil von der Staatscasse auf die Casse der Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern abgewälzt werden sollen. Man braucht sich nur einen Moment zu besinnen, um auch hinter dieser Vorlage, die den Städten Millionen kosten wird, die ultramontane Bauernschlauheit zu erkennen. Wer noch darüber im Unklaren war, ob Bayern ein Bauernstaat sei oder nicht, kann sich heute bequem entscheiden. Denn da die Ultramontanen erfahrungsgemäß in jedem Lande, mit den „Stärkeren Bataillonen" zu halten pflegen, so müssen in Bayern wohl die Bauern der wichtigste Machtfactor sein, da die Ultramontanen keine Gelegenheit verpassen, die Städte auf Kosten des platten Landes zu benachtheiligen. Was soll auch der Ultramontanismus in den bayerischen Städten noch viel für sich erhoffen? In Nürnberg ist der Pfarrer bei Weitem nicht das überirdische Wesen, das er auf dem Dorfe vorstellt, und selbst in den kirchenreichsten Städten neigen die Leute zum Liberalismus, wenn nicht gar zur Socialdemokratie. Nun weiß aber der Bauer selbst bei der größten Frömmigkeit stets sehr gut seinen Vortheil zu wahren und so mag es denn kommen, daß die Männer, welche sich um seine Gunst bewerben, sich diese Gunst auch etwas kosten lassen müssen. Es ist also im Lande üblich geworden, die Städte systematisch zu berauben und den Raub auf die Dörfer hinauszuschleppen. Alle Steuern, sagt man den Bauern, fließen in die großen Städte, da werden die theuren Bahnhöfe, Postgebäude, Schulen, Regierungspaläste, Museen u. s. w. gebaut, ja, in München, da kaufen sie sogar für die sauer verdienten Bauerngroschen Gemälde in die Pinakothek oder Statuen in die Glyptothek! Und nun kommen die Bauernfänger auf alle Culturausgaben des Staates zu sprechen, sie thun in beweglichen Worten dar, wie überflüssig diese Ausgaben seien, wie wenig Nutznießung der Bauer davon habe und was dergleichen Dinge mehr sind. Schließlich ist dann der Bauer so weit verhetzt, daß er überhaupt keinen Politiker mehr zu Worte kommen läßt, der nicht den Haß gegen die Städte zu schüren weiß, und daß er nur solche Abgeordnete in den Landtag wählt, die sich grundsätzlich verpflichten, Culturausgaben zu verweigern. Nirgendwo ist im verflossenen Jahrhundert mehr für die deutsche Kunst geschehen, als in Bayern, aber Alles, was Ludwig I., König Max und Ludwig II. in dieser Richtung thaten, geschah im Widerspruch und theilweise unter dem Hohn der gesammten ultramontanen Mehrheit. Noch neuerdings hat sich der Prinzregent, als er die bekannte Commission zur Kunstpflege in Bayern berief, der schärfsten Ausdrücke bedienen müssen, um dem Volk zu zeigen, daß es sein „ausdrücklicher Wille" sei, in den Traditionen seiner Vorfahren weiterzuschreiten und der Knauserei des Landtags in Culturangelegenheiten entgegenzutreten. Der Cultusminister wäre ohne diese Kundmachung des Regenten selbst mit den nothwendigsten Forderungen vor der Kammer glatt abgefahren, dem Cultusministerium wird in Bayern grundsätzlich kein Heller bewilligt. Bayern braucht keine Cultur.

Auf das Schulbedarfsgesetz angewendet heißt das aber: es ist ja schade, daß wir die Schule nicht ganz abschaffen und nur den Religionsunterricht belassen dürfen, aber da nun einmal die Nothwendigkeit dieses Uebels anerkannt ist, so wollen wir wenigstens dafür sorgen, daß der Bauer möglichst wenig davon betroffen werde. Also decretiren wir, daß die Kosten der Landschulen in der bisherigen Weise vom Staat, diejenigen der Stadtschulen aber wie sichs gebührt in Zukunft zu einem ganz erklecklichen Theile von den verhaßten Städten getragen werden sollen. Die Lehrer selbst — man kennt die abgrundige Verachtung des Bauern für die „Schulmeister" — sollen den Brodkorb gebührend höher gehängt bekommen, derart, daß die in den Städten, statt die längst erwartete Aufbesserung zu erfahren, im Gegentheil noch ungünstiger gestellt werden, als sie bisher schon standen. . .

Wie die Dinge heute liegen, ist leider keine Aussicht vorhanden, daß dieser Gesetzentwurf abgelehnt werde. Die Mehrheit der Kammer stimmt ihm zu. Deshalb ist auch die jetzige Gährung in den Städten recht deplacirt. Sie hätte nur dann einen Zweck, wenn sie dem Volk die Augen über das ultramontane Regiment öffnete und ihm zur Sprengung seiner Fesseln behilflich wäre. Aber zu so kühnen Hoffnungen versteigt man sich in Bayern nicht. Die jetzige Aufregung in der Presse und in den Volksversammlungen ist das ohnmächtige Flattern eines Vogels, der gegen die Wände seines Käfigs fliegt.

Der Krieg in Südafrika.

Der Correspondent des „Standard" über die Niederlage der Briten bei Elandslaagte, südwestlich Klerksdorps.

Man schreibt uns aus London, 4. März:

So weit hat man bisher nur Lord Kitchener's Version über die Niederlage der Engländer im westlichen Transvaal gehört, und auch diese schien mehr ein Sammelsurium von Gerüchten, welche das Hauptquartier erhalten hatte, zu sein, als ein klarer Gefechtsbericht.

„Standard" dagegen ist heute in der Lage, ein Telegramm seines Special-Correspondenten aus Klerksdorp zu veröffentlichen, welches aber leider an der interessantesten Stelle, nämlich beim Beginn des Gefechtes, abbricht. Im Leitartikel sagt der „Standard", daß er diesen zweiten Theil, als das Blatt zur Presse ging, noch nicht erhalten hatte, wahrscheinlich aber wird derselbe wohl vom Censor aufgehalten worden sein und vielleicht nie das Licht der Welt erblicken, d. h. nicht in der Originalform.

Während Botha sich im östlichen Transvaal still verhalten hat, ist Delarey, so hören wir, im Stande gewesen, sich in einem großen Gebiete gänzlich frei zu bewegen, denn Kitchener kann seine Aufmerksamkeit anscheinend immer nur auf einen Punct concentriren, und während er De Wet chassirte, konnte er nicht gleichzeitig Delaren genügend überwachen. Der Correspondent lobt die Tüchtigkeit Delarey's und seiner Leute über Alles und sagt hinzu, man habe, seit der wackere Führer sich von seinem Fieberanfalle erholt hatte, stets einen derartigen, auf rascher Concentration basirten Ueberfall erwartet. Delarey hat nach dieser Schilderung 1500 Mann concentrirt, um damit den nach Klerksdorp fahrenden Convoy zu überfallen. Das Gefecht spielte sich neun Meilen südlich von Klerksdorp ab, und die Bewohner dieses Ortes waren im Stande, von den vor der Stadt liegenden Kopjes das Gefecht zu beobachten.

Während der moralische Eindruck dieses Gefechtes für gefährlich erachtet wird, hört man voll Staunen, daß der „großartige Widerstand" der Escorte nur dazu beitragen könne, das Prestige der Armee zu erhöhen. „Unsere Leute fochten mit äußerster Entschlossenheit, aber sie waren völlig überrascht worden" und erlagen der erdrückenden Uebermacht.

Die Colonne gehörte zu den Kräften, die unter Lord Methuen operiren, und deren Bewegungen er von Vryburg aus leitet.

Die Escorte bestand aus zwei Halbcompagnien der Northumberland-Füsiliere, 250 Mann stark, 280 Yeomen, 60 Mann von Paget's Reitern, 40 Artilleristen mit zwei Feldgeschützen, einem Pompon und zwei Maximgeschützen.

Eine merkwürdige Sache geht aus dem „Standard"-Telegramm hervor, nämlich, daß ein Oberst Murray und Capitän Percival gleichfalls zur Colonne gehörten. Sie hatten sich am Abend vor dem Gefechte Erlaubniß geholt, nach Klerksdorp vorzureiten, wohl, um eine bequemere Nacht, als im Lager, zu haben, und hatten auch Erlaubniß hierzu erhalten, „da man auf dem ganzen Wege von Wolmaranstad an keinem Puncte Boeren gesehen hatte". Die beiden Herren nahmen die 60 Paget'schen Reiter mit sich, natürlich nicht als persönliche Begleiter, sondern aus irgendwelchen anderen tactischen Rücksichten, die aber bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt worden sind. Es wird sich wohl später zeigen, warum diese zwei Officiere und 60 Reiter nicht bei der Colonne waren.

Ihre Abwesenheit reducirte die Stärke der Escorte auf 580 Officiere und Mannschaften, und wenn auch Niemand behaupten wird, daß 60 Mann mehr etwas an der gänzlichen Niederlage der Engländer hätten ändern können, so ist der Fall doch wieder einmal ein Beweis, wie sorglos die Engländer sind, und wie leicht sie ihre Pflicht theilweise nehmen. Man wird unwillkürlich an den Oberst Fireman vom Tweefontein-Lager erinnert, der, als seine Leute von De Wet überfallen wurden, „abwesend" war.

Hier bricht der Bericht des „Standard"-Correspondenten ab und das eigentliche Gefecht ist noch immer in Dunkel gehüllt. Wir hören nur, daß es Delarey gelang, sich zwischen die Stadt und das „schlafende britische Lager" zu schieben und aus der Dunkelheit und dem Regen Vortheil zu ziehen. Wären Paget's Reiter dagewesen, hätte vielleicht Patrouillengang stattgefunden, aber am Ende wären auch sie in dem „schlafenden Lager" gewesen und hätten nichts von der Ankunft der Boeren geahnt. Die Boeren müssen es wirklich verstehen, sich so lautlos zu bewegen, daß man die Annäherung von 1500 Reitern in der Nacht nicht vernehmen konnte. Allerdings schlief man. Boeren waren auf dem ganzen Wege nicht gesehen worden, und wo sollten sie denn nun mit einem Male herkommen, wo man schon so nahe an Klerksdorp heran war, daß ein Theil schon dorthin vorausgeritten war. —

Deutsches Reich.

-- **Berlin**, 6. März. (Die „Kreuzzeitung" auf der Retirade.) Die „Kreuzztg." muß heute Abend einräumen, daß sie Anlaß zu „berechtigten Ausstellungen" gab, als sie gegen unseren, von der „Nordd. Allg. Ztg." übernommenen, Artikel „Bismarck'sche Tradition und Zolltarif" den Vorwurf der Fälschung erhob. Das conservative Hauptorgan führt zu seiner Entschuldigung an, daß es durch die Fassung eines Artikels der „Hamburger Nachrichten", der ihm allein vorgelegen habe, zu dem scharfen Urtheil über „die die bekanntesten Thatsachen fälschende officiöse Presse" veranlaßt worden sei. Hierin liegt zunächst implicite das Eingeständniß der vollendeten Gewissenlosigkeit, mit der die „Kreuzzeitung" im vorliegenden Falle verfahren ist. Denn schreibt das leitende Organ der conservativen Partei: „Schärfer kann die gegenwärtige Politik in der That nicht gekennzeichnet werden, als daß die officiöse (!) Presse, um ihr ein Ansehen zu geben, die bekanntesten Thatsachen fälscht und dem Fürsten Bismarck das Gegentheil von dem in den Mund legt, was er wirklich gesagt (!) hat" —, schreibt das leitende Organ der conservativen Partei derartig scharfe, die gröbsten Angriffe gegen die Regierung enthaltende Behauptung nieder, dann sollte vorausgesetzt werden dürfen, daß es den von ihm kritisirten Artikel selbst, zumal, wenn er so leicht zugänglich ist, wie der in Rede stehende, nicht nur gelesen, sondern gründlich gelesen und durchdacht hat. Das Beste aber an dem Rückzuge der „Kreuzztg." hinter die „Hamburger Nachrichten" ist die Thatsache, daß die „Hamburger Nachrichten" sich keineswegs so ausgesprochen haben, wie die „Kreuzzeitung" glauben machen will! Der betreffende Artikel des Hamburger Blattes ist uns jetzt von befreundeter Seite zugesandt worden (Nr. 49 der „Hamb. Nachr.", Morgenausgabe); wir ersehen daraus, daß die „Hamb. Nachr." mit den eigenen Worten unseres Artikels angeben, daß Fürst Bismarck seine Erklärung vom 11. Januar 1887 nicht in der Commission abgegeben hat, sondern „als die Militärvorlage 1887 modificirt aus der Commission ins Plenum zurückgenommen". Hier ist der springende Punct, betreffs dessen die „Kreuzztg." unter Berufung auf die „Hamb. Nachr." und der Fälschung bezichtigte! Wenn die „Kreuzztg." es „höchst sonderbar" nennt, daß außer der von ihr namhaft gemachten Münchener „Allgemeinen Ztg." andere Blätter, die unseren Artikel gleichzeitig veröffentlichten, ihre Verleumdungssucht an den Pranger stellten, so ist das Erstaunen hierüber echt jesuitischer Natur. Denn aus der Abwehr, die auch andere Blätter gegen die „Kreuzztg." richten mußten, geht eben klipp und klar hervor, daß jene Blätter von dem Vorwurf der Fälschung direct mit getroffen waren. Mit der Miene einer verfolgten Unschuld nennt die „Kreuzztg." diese unsere Abwehr „gröbliche Beschimpfungen". Durch solche Empfindlichkeit erhärtet das conservative Hauptorgan auf's Neue die alte Erfahrung, daß Diejenigen die größten Ansprüche auf rücksichtsvolle Behandlung machen, die der Ehre ihrer Mitmenschen selbst auf das Frivolste zu nahe treten.

Feuilleton.

Wo ich sie zum ersten Male sah.

Humoreske von J. Payn.
Nach dem Englischen von Sophie Spiegel.
Nachdruck verboten.

Wer hat Recht? Die Leute, die sagen, die erste Liebe sei die einzig wahre, oder diejenigen, die sie nur als eine Art von Kinderkrankheit betrachten? Ich maße mir ein Urtheil in dieser Frage nicht an, ich will nur einfach erzählen, wo ich sie zuerst sah, sie, deren bloßer Anblick genügte, mir den Kopf für immer zu verdrehen.

In den Tagen meiner Jugend — ich bin heute noch kein Greis — entstand in meiner Vaterstadt ein großartiges Gebäude, das „Polytechnikum". Es sollte der Wissenschaft und dem Vergnügen, der Belehrung und der Fröhlichkeit dienen. Und es erreichte seinen Zweck vollkommen. Noch jetzt erinnere ich mich mit Ergötzen an die mit Gruseln gemischte Freude, wenn uns die Elektrisirmaschine, der Stolz der ganzen Einwohnerschaft, die Haare zu Berge steigen ließ, wenn uns die Funken aus dem Rücken der Hände sprangen, wenn wir im Nacken ein knisterndes Geräusch verspürten; den Schmerz, den uns hier und da diese Experimente verursachten, nahmen wir willig mit in den Kauf.

Es wurden aber auch richtige Vorlesungen von Professoren abgehalten, ein elektrischer Aal, der so alt wie Bileams Esel war, erfreute uns durch seine Beweglichkeit, auf dem Accordion ließen sich Solisten hören, Dampfmaschinen, Glasbläserei wurde uns gezeigt und Limonade und Kuchen konnte man sich nach Belieben kaufen.

An einem Sonnabend Nachmittag, unsere Bank schloß an diesem Tage regelmäßig um zwei Uhr, begab ich mich nach dem Polytechnikum, um meinen Geist dort weiterzubilden. Ich hatte in der stattlichen Halle, die den Eindruck halb eines Theaters, halb eines Seeisenraumes machte, die Wunder der Wissenschaft angestaunt, hatte den großartigen Apparat, der es einem ermöglichte, auf trockenem Lande schwimmen zu lernen, so lange angestarrt, bis ich das Bedürfniß fühlte, mit Händen und Füßen nach einem eingebildeten Ufer abzustoßen, und hatte des Oefteren den elektrischen Aal betrachtet. Plötzlich wurde laut geklingelt und eine wohltönende Stimme rief aus: „Experimente, die mit der Taucherglocke ausgeführt werden." Kaum waren diese Worte verklungen, so drängte sich alles in den Theil des Gebäudes, wo sich ein runder Teich aus klarem, grünem Wasser, dessen außerordentliche Tiefe mir stets ein Räthsel war, befand. Wohin lief er ab? Welche Abzugsröhren brachte er zum Ueberfließen? Aus welcher Quelle entnahm er seine durchsichtige Fluth?

In Gegenwart aller Anwesenden machte unterdessen der kühne Taucher Toilette. Er wurde mit so schweren Gewichten beladen, als sei er einer der schlimmsten Verbrecher, dann stülpte man ihm eine Art von Helm über den ganzen Kopf, den ihm seine Gehilfen anschraubten, ein Verfahren, das den Anschein erweckte, als drehten sie ihm den Hals um. Mit Polypen in Form von Gummischläuchen bedeckt, stieg dieser Riesenfrosch schwerfällig auf einer eisernen Leiter in den Teich hinunter, dessen Grund bereits mit Fünf- und Zehnpfennigstücken besäet war. Nur unklar sahen wir ihn herumwatscheln und sich bücken. Von da drunten gewährte er einen noch viel scheußlicheren Anblick wie von oben, verkürzt, verkrümmt, vergrößert, unproportionirt — das entsetzlichste Bild der Habgier, das man sich nur denken konnte. Große, bewegliche Blasen stiegen über ihm auf, hier und da hob er den Kopf und die Schultern aus dem Wasser und klopfte mit einem Nickel an seinen Helm, um uns zu zeigen — als wenn wir nicht alle seinen gräßlichen Bewegungen gefolgt wären —, daß er das Geld gefunden hatte. Es vermag wenig glaubhaft klingen, aber seine amphibienartige Beschäftigung zog mich an, mir war es, ich müsse ebenfalls diese luftlosen Tiefen ergründen. Als er endlich, wie ein zweitrüsseliger Seeelephant, wiederkam und in seiner abstoßenden Manier den Zuschauern dankte, fürchtete ich beinahe, er könne den „Damen oder Herren" seinen Apparat anbieten. Ich fühlte mich ordentlich erleichtert, wie ich sah, daß er Alles in einen Schrank verschloß, denn jetzt konnte keine unnatürliche Versuchung —

„Irgend welche Damen oder Herren für die Taucherglocke?" fragte die wohltönende Stimme. „Die Maschine wird gleich hinuntersteigen."

Das Herz klopfte mir bis zum Halse hinauf, meine Füße wurden kalt wie Eis und ich schrie: „Warten Sie einen Augenblick, nehmen Sie mich mit." Die Menge, die sich um die Maschine gedrängt hatte, wich nach rechts und links zurück und ließ mich durch. Solch große Eile war nicht von Nöthen, doch ich fühlte, wenn ich jetzt nicht gesprochen hätte, wäre es niemals geschehen. Ich war der Erste, der sich zu diesem gefahrvollen Unternehmen anbot und wurde sofort ein Gegenstand des allgemeinen Interesses.

Ich ging durch die kleine Schranke, bezahlte meine Mark für die unterseeische Fahrt und kroch dann unter allgemeinem Jubel in die große, glotzäugige Glocke. Rings um das Innere der Maschine zog sich ein schmaler Sitz; obwohl wir uns noch auf dem Erdboden befanden, war es fast dunkel und die Luft schwer. Dicht in meiner Nähe bemerkte ich etwas Glänzendes, es war ein Knabe mit einer Menge Knöpfe vorn, der Page der Anstalt, dem die entsetzliche Pflicht oblag, ich weiß nicht, wie viele Male täglich, mit Unterwasserliebhabern hinunterzufahren. Er hielt ein Seil in der Hand, das von der Decke der Glocke herabhing und das, wie ich mir nur zu gerne einredete, die Verbindung mit den wissenschaftlichen Autoritäten herstellte, damit wir jeden Augenblick emporgezogen werden konnten; hierin irrte ich mich jedoch. Ein kleiner, runder Fleck, oben mit einer Menge kleiner Löcher, ähnlich, wie ein Küchenausguß, war die einzige Verzierung des Raumes, in dem wir uns befanden, — durch ihn kam die Luft, die wir einathmeten. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich mein Eintrittsgeld zurückerhalten und wieder hinaus gekonnt hätte. Nicht eine, fünfzig Mark hätte ich mit Freuden bezahlt, um mich an dem Anblick des geringfügigsten Wesens auf Gottes Erdboden zu ergötzen. Alle meine Sünden fielen mir ein. Ich faßte die festesten Vorsätze, in Zukunft ein besseres Leben zu führen — obgleich ich gar kein so großer Verbrecher war —, wenn ich nur unbeschädigt aus dieser Glocke wieder herauskam. Allerdings hätte ich das sofort thun können, denn noch immer klingelte der Veranstalter nach etwaigen Passagiren, aber dazu fehlte mir der moralische Muth. Ich konnte nicht durch dieselbe Menge hindurch, die mir vorhin Bravo zugeklatscht hatte und mich jetzt verhöhnen und auszischen würde. Zwei neue Mitreisende trafen ein, mit sardonischer Freude constatirte ich, daß sie von demselben Gefühl, wie ich beherrscht wurden, auch sie warfen verständnißinnige Blicke nach dem Eingange der Glocke, auch sie hielten augenscheinlich Umschau in sich selbst.

„Nehmen Sie Ihre Beine in die Höhe, meine Herren", sagte jetzt der Page, „Sie verringern so die Gefahr des Hinunterfallens, wenn wir unter das Wasser sinken."

„Verringern die Gefahr?" stammelte ich, während ich seinen Rath befolgte, „soll das heißen, daß wir überhaupt irgend welche Gefahr laufen?"

„Wenn Sie nicht ganz ruhig sitzen, kann schon etwas passiren. So, wie jetzt, sind Sie aber ganz sicher."

SLUB
Wir führen Wissen.